

# Das Problem ist immer der Kopf

**JazzBaltica 2020: Schüler des Lübecker Katharineums interviewen den Jazzpianisten Michael Wollny.**

**Was ist für Sie das Besondere an JazzBaltica, was reizt Sie daran, immer wieder zu kommen?**

Es ist dem Festival gelungen, sich dreimal neu zu erfinden, in Salzac, in Niendorf und jetzt in Timmendorfer Strand. Aber am wichtigsten für das Festival ist das, was gerade heute fehlt – das Publikum. Das JazzBaltica-Publikum trägt die Musiker ganz besonders und spiegelt es sofort, wenn die Musik Spaß macht.

**Ist das auch etwas, was Sie am Jazz fasziniert, dass die Resonanz vom Publikum so direkt ist?**

Ich hatte einmal einen Aha-Effekt auf einem Popfestival, wo viele Bands gespielt haben, die ich total super fand. Als ich da vor der Bühne stand, habe ich gemerkt, dass mir irgendetwas wirklich fehlt: diese Spontaneität im Jazz, bei der man vorher nicht genau weiß, was auf der Bühne stattfindet. Auch das Publikum spürt das und wird zum Teil des Ganzen. Das ist sehr faszinierend.

**Sie haben heute ein Konzert ohne Publikum gegeben, wie war das?**

Wir alle haben schon ohne Publikum gespielt, im Studio oder im Fernsehen. Aber dadurch, dass es beim Streaming beispielsweise einen festen Zeitpunkt für den Anfang gibt, entsteht doch so eine Art konzertante Situation. Die Anspannung ist dabei so, als wäre das Publikum anwesend. ... und es ist ja auch anwesend, nur eben nicht sichtbar. Insofern ist es eine etwas fremde, aber nicht komplett neue Erfahrung, an die wir uns, glaube ich – fürchte ich – gewöhnen müssen.

**Wie sind Sie zum Jazz gekommen?**

Über die Improvisation. Wenn man improvisiert, dann kommt man automatisch in die Jazzwelt. Ich habe früh klassischen Klavierunterricht gehabt, aber von Anfang an improvisiert, weil mein Zugang nicht die Noten waren, sondern das Nachspielen von dem, was ich gehört habe. Klassische Musik hat mich dabei sicher am meisten geprägt, aber auch viel Popmusik, von Genesis bis Björk und Radiohead.

**Was hilft Ihnen, wenn Sie ein Konzert anfangen und nicht in der Stimmung dafür sind?**

Das Problem ist immer der Kopf. Wenn der Kopf zu sehr dabei ist, kommen zu viele Gedanken, und man denkt zu viel nach. Man muss als Musiker und als speziell als Improvisator lernen, ein Ying-Yang zu haben. Nachdenken über Tonsatz, Harmonie, Phrasing: Das ist das Ying. Die Bühnensituation, bei der man am besten gar nichts denkt: Das ist das Yang. Es ist bei der Musik wie bei einem Gespräch: Es gibt Momente, in denen man sich fragt, ob das genau das war, was man sagen wollte. Dann stockt das ganze Gespräch, und man muss wieder in den Fluss kommen.

**Hilft die Improvisation, diesen Zustand zu erreichen?**

Die Grundkonstitution für das Improvisieren ist, offen zu sein und nichts zu erwarten. Ich kann nicht darüber bestimmen, ob das Konzert die Sternstunde des Jahres wird. Es hat viel zu tun mit Loslassen, dem Einstellen auf andere und natürlich mit der Tagesform, der Technik, dem Wetter. All diese Dinge hat man nicht unter Kontrolle, aber das macht sie auch wertvoll für die Improvisation. Je mehr man sich festlegt, desto weniger aufregend und echt wird es.

## **Wie hat Sie Ihre Zeit als Geiger im Jugendorchester geprägt?**

Als Pianist ist man normalerweise der einzige in der Band. Als Geiger im Orchester ist man immer in diesem großen Verbund. Der Sound wird von vielen produziert. Im Ensemble habe ich gelernt, wie man gemeinsam atmet, aufeinander hört und sich vielleicht auch so eine Freiheit behält. Im besten Fall sind die Aufführungen nie identisch, auch wenn alles notiert ist. Im Jazz ist man noch auf einer ganz anderen Skala frei, weil alle Parameter frei sind, von: „Wer fängt an?“ bis: „Wie lange dauert was?“. Aber das erste Gefühl vom gemeinsamen Musizieren hatte ich im Orchester.

Interview: Elisabeth Schönweiler, Mathis Glöckner, Jonathan Gude